

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 21

Artikel: Es war einmal
Autor: Greyerz, O. v.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es war einmal

Das folgende Auffächchen ist dadurch veranlaßt worden, daß Freunde unsrer Mundart wiederholt von mir zu erfahren wünschten, wie es komme, daß wir die Zeitwortformen der einfachen Vergangenheit (Imperfekt) in der bestimmten Aussage verloren haben. Die nachstehenden Ausführungen sind ein Versuch, auf diese Frage in Kürze zu antworten. D. v. G.

Ja, es war einmal, da konnte auch eine schweizerdeutsche Erzählung so anfangen. Da hatte auch das Schweizerdeutsch die einfache Erzählungsform: es war, er sprach, er sang, ich ging, wir kamen usw. Reste davon sind uns in mundartlichen Volksliedern noch erhalten, so im „Simelibärg“:

I gab's mim Lieb z'versueche,
Dah's miner nit vergäh

oder in dem halbmundartlichen Tannhuser-Lied (Tannhuser war ein wundrige Knab), dessen zweite Strophe lautet:

Wann er in grüne Wald use kām
Zue dene schöne Jungfraue,
Sie fiengen an ein lāngen Tanz,
Ein Jahr war ihnen ein Stunde.

Auch von schwachen Biegungsformen finden sich Spuren, z. B. das „wotti“ (wollte) im „Fräulein von Samaria“, das anfängt:

Es wotti's ein Mägtlein Wasser hōle,
Wott hōle ab's Jakobs Brunne.

Als Zwingli seine schweizerdeutsche Bibelübersetzung unternahm, waren die einfachen Vergangenheitsformen schon nicht mehr volkstümlich; darum führte er an vielen Stellen die zusammengesetzte (das Perfekt) ein und schrieb z. B. Apostelgesch. 10, 10ff:

„Do Petrus in Joppen war, . . . ist er an einem Tag um die sechste Stund zu oberst ins Hus ushin gangen, hat da wollen beten und ist hungrig worden begerend essen; und indem das Gsind zuerüft, ist er verzuckt worden und sieht den Himmel uffgethon und ein Bereitchaft (Gesäß) herabkommen gleich als wär es ein groß lynin Tuech . . . Do het ein Stimm zu im gesprochen: Stand uf, Peter . . .“

Das war durchaus gegen den damaligen Schriftgebrauch, wie man sich überzeugen kann, wenn man etwa Heinrich Bullingers Aufzeichnung zum Jahr 1519 (drei Jahre vor jener Uebersetzung des Neuen Testaments) vergleicht, wo lauter Imperfekte vorkommen:

„Dises Jars 1519 was in der Eydgenosschaft der groß Todt, in welchem an der Pesteleng fast vil Lütthen in Stetten und uff dem Land abstarbend. In Zürich hub er an, im Augusten um Laurenty, namm am hässigsten zu umm den 12. Septembris und wäret biß nach Wobnächten, gāgen der Liechtmās. Und sturbend in den dryen Pfarren in die dritthalb tusend Menschen zu Zürich. Es starb auch Anderes Zwingli, ein Jüngling gar großer Hoffnung, dorum er M. Urrychen gar übel row (reute, leid tat). Der Präst bestund auch Zwingli selbs, im Augusten . . .“

Der Verlust der einfachen (Imperfekt-)Formen in den Zeitwörtern unsrer Mundart muß im 15. Jahrhundert schon sehr groß gewesen sein. Ein Beispiel aus dieser Zeit, das alte Tellenlied, in welchem die einfachen Formen noch vorherrschen, zeigt in seiner 6. Strophe auffällig das Eindringen des Perfekts. Da liest man:

Als bald er den ersten Schuß hat getan,
Ein Psil hat er in sin Gölle getan:
„Hett ich min Kind erschossen,
So hatt ich das in minem muot —
Ich sag dir für die Wahrheit guot —
Ich wölt dich han erschossen.“

Nur die Konjunktivformen der einfachen Vergangenheit sahen fest, und da geschah es denn, daß man sie, in der Volksdichtung wenigstens, als Ersatz für die verlorenen oder unsicher gewordenen Indikativformen setzte. So heißt es z. B. in dem luzernischen Lied vom „Buecher Friedli“, das seinem Kerne nach wohl in die Zeit des Bauernkrieges (1653) zurückreicht:

Wie-n-er ihe chām uf Luzerä,
Spaziered uf de Gasse die Herä

und drei Strophen weiter:

Was gschä ch an eime Jnstig z' Luzerä?

Noch etwas weiter liest man:

Und z'letscht, wo si vor em isch gstandä,
Do lit er in Chetten und Bandä.
Was zog er für es Büechli
Us sinem Busen-Tüechli?

Also nebeneinander Perfekt, Präsens und Imperfekt (isch gstande, lit er, zog er).

Aber, wird man fragen, wie kam es denn, daß die Mundart die kurzen, erzählenden Formen verlor und die zusammengesetzten, nicht erzählenden dafür eintaufchte? Wie mochte sie auf diesen Reichtum verzichten und ein so ausdrucksvolles Darstellungsmittel fahren lassen?

Der Vorgang, der sich weit über die Schweiz hinaus verfolgen läßt, indem er sich über alle süddeutschen und mitteldeutschen Mundarten erstreckte, erklärt sich aus einfachen Ursachen. Die Verarmung der Zeitwortformen begann wohl bei den schwach konjugierten Verben. Schuld daran war das Abfallen der Endungs-e in der einfachen Vergangenheit: indem man „macht“ statt „machte“, „lebt“ statt „lebte“, „sagt“ statt „sagte“, „braucht“ statt „brauchte“ schrieb und sprach, fielen Gegenwarts- und Vergangenheitsform zusammen; oder, um mundartliche Beispiele zu geben: „er seit“ konnte jetzt bedeuten: er sagt und er sagte, „er gloubt“ er glaubt und er glaubte. Ja, dieses „gloubt“ fiel auch noch mit dem Partizip „geglaubt“ zusammen, wie „zalt“ mit zahlte und gezahlt, „brüelet“ mit brüllte, gebrüllt, „gsprüet“ mit spürte, gespürt. In der Mundart, wo die Weglassung des Endungs-e hemmungslos um sich griff, und zwar in der Deklination wie in der Konjugation, entstand eine viel größere Verarmung und Undeutlichkeit der Zeitwortformen als in der Schriftsprache. Um die Vergangenheit deutlicher zu bezeichnen, verwendete man nun immer häufiger die mit dem Partizip zusammengesetzte Form, also „er het gläbt, gloubt, bruucht“ statt lebte, glaubte, brauchte. Und von der schwachen Konjugation ging dieser Mißbrauch auch auf die starke über. Man sagte nun auch „er het gseh, trunte, glitte, gschribe“ statt „er sah, trank, litt, schrieb“ und „er isch gsi, glosse, gtorbe, gfallē“ statt „er war, lief, starb, fiel“ usw. An dieser Verarmung war auch der in jeder Sprache, besonders aber in jeder Mundart wirksame Trieb nach Vereinfachung und Ausgleich schuld. Wenn es früher hieß: ich starb, wir starben, ich schreib — wir schreiben, ist schrau — wir schruwen, ich was — wir waren, ich zoch — wir zugen, so war das ein Formenreichtum, den nur ein festgewurztes und feines Sprachgefühl aufrecht halten konnte. Das Bedürfnis nach Ausgleichung machte sich geltend, und es entstanden eine Menge schlechter Mißformen, bis schließlich auch diese außer Gebrauch kamen und durch das Perfekt ersetzt wurden.

Wie schon gesagt: in unsern Volksliedern, auch in mundartlichen, haben sich einige Reste erhalten. Aber nicht nur da. Auch in der Alltagssprache abgelegener Landschaften, besonders im Guggisberg, in Saanen und im Wallis waren vereinzelte Formen (was, wäsen, hatti, cham, wollt) noch am Ende des letzten Jahrhunderts gebräuchlich. Der „Friesenwäg“ von Jakob Romang, in Saaner Mundart 1862 gedruckt, schließt bekanntlich mit den Worten:

Am Abend druf was är en Lych.

Und Ulrich Dürrenmatt läßt (1885) den „Guggisberger Hüterbub“, der ihm seine Knabenzeit verlorpert, sagen:

Ja, so ischt es albe gsh,
I was selber no derby.

Mehr als das. Noch im Jahre 1900 schreibt er ein Gedicht „In's Otteleu!“ das mit erzählenden Imperfekten gespickt ist. Die Bemerkung „Nach der Melodie Niene geit's so schön und luschtig“ beweist, daß er das Lied für den Volksgefang bestimmt hatte und seinen Guggisbergern zutraute, daß sie es samt all den verflungenen Imperfektformen noch als bodenständig empfänden.

Diese dichterisch-sprachliche Tat ist so einzigartig, daß es sich wohl verlohnt, einige Strophen (es sind die vierte bis achte) aus dem Gedicht wiederaufzuschreiben.

In's Otteleu!

We mer scho am Alta hange,
Uefer Bärgē sy o alt,
U mir hatti nie as Blange
Na der niuwe Gfält u Gwalt.

Dopplet hi-mer müesse diene,
 3'Friberg, 3'Bärn gehorsam sy;
 Drum sy mir de albe niene
 Naua recht ditiimme gsy.

We me si het gwanet ghäbe,
 Annerfahrt im fünfte Jahr,
 We ch fletti die Herrschaft äbe,
 Ch am e nüwwe Bogt darhar.

Het sich Friberg üs erbarmet,
 Mu fti äs grad umbi ga;
 Was der Bärner chli erwarmet,
 Mu fti är va Griffe lah.

Het der Bärner hüsch beföhle,
 Rumi dierti Friberg hott;
 Ghina w ollt der anner tole,
 Annersch gieng es alli Bott.

D. v. Greperz.

* * *

Die Sonne

Wie reich der Himmel seine Farben schenkt!
 Ich habe keine, die mir Frieden gab, gefunden.
 Das wunderbar das Licht der Sonne fängt,
 Und nun durch eines bunten Bogens Pracht
 Die Stube mir zum lichten Märchen macht!
 So, denk' ich, müßt' auch eine Seele sein,
 Ein Strahl der Liebe taucht' in sie hinein,
 Und überglänzt in lichter Herrlichkeit
 Die Nacht der Welt in ihrem dunklen Kleid.

Walter Schweizer.

* * *

Beatrice

Eine kleine traurige Liebesgeschichte.

von Hans Walter

König Eugen, genannt Genchen, saß im Kreise seiner Mannen auf seinem Thron im Wagenschuppen. Von Zeit zu Zeit rollte eine weiße Perle an die Spitze seiner kälteroten Nase; und müttend über diese Vornüchtheit schneuzte der König sie mit zuckenden Mundwinkeln zurück. Dabei wippte seine Mühe mit dem schweren Wollknäuel derart, daß sie erst hinten- und dann vornüberschlug. Die Mannen saßen in eifigem Schweigen. Wie sehr ihre Nasen auch tropften: sie ließen sie tropfen, bis ihre Lippen den salzig schleimigen Geschmack schmeckten. Die Hände vergruben sie unter ihre bunten Schürzen oder in die angeschwollenen Hosensäcke, und bisweilen trommelten ihre Holzschuhe auf den feuchten Lehm Boden.

Der König machte seiner Rede ein Ende, indem er sich vom umgestürzten Sägebock erhob und ausrief: „Ihr habt gehört: Weg mit den bunten Lappen eines Herzogs und eines Grafen! Laßt uns Räuber sein und schlacht! Hier, nehmt von der Beute, teilt es und geht!“ — Er selbst nahm von dem Haufen Zeug, das in einem Winkel lag, nur ein grobes Tuch und wartete gedankenvoll, bis seine Mannen sich um den Rest ausgestritten.

Erst als die sechs Granden dastanden, sah man, wie klein sie neben ihrem König waren; und als sie sich davontrollten und in außerordentlicher Entfernung laut zu werden begannen, zeigte sich, wie königlich ihr Anführer sich ihnen gegenüber benahm. König Genchen nämlich schlenderte mit weit ausgespannten Taschen nach Hause, ohne sich im geringsten um seine Mannen oder um die Umwelt zu kümmern. Vor der Haustür pukte er die Schuhe sauber, riß drinnen die Kappe vom Braunhaar, legte Filzpantoffeln an die erstarrten Füße und setzte sich erhaben und bedächtig zu Tisch.

Prinzessin Beatrice indes saß vor dem Spiegel und legte sich kraftvolles Rot auf die Lippen. Genchen liebte kraftvolles Rot und vergnügte sich daran, wenn ihre Rüsse rote Ringe auf seine Wangen malten. Ihre Augen glitzerten wie dunkelblaue Sterne, und die langen ölgelben Wimpern standen wie schneeflockige Blenden davor. Genchen liebte diese Augen und sagte immer, es gäbe nichts schöneres auf der Welt. — Wie sie ihr Haar, das von der Farbe einer ausgereiften Kastanie war, mit Kamm und Bürste hinter die Ohren glättete und mitten über den Schädel einen milchweißen Scheitel zog, hörte sie Genchen nach Hause kommen. Flink band sie ein blau taftenes Band ins Haar, guckte links, guckte rechts ins Spiegelglas, zupfte hier und zupfte da, strich ein paarmal mit befeuchtem Finger über die starken Brauen und, nachdem ihr Aussehen sie befriedigt hatte, vertauschte sie den großblumigen Samtumfang mit feiner Unterwäsche, die ihr in aller Eile aus dem Schränkchen entgegenprang. Während sie sich anzog, sah man, wie gut sie gewachsen war und welch zarte Haut sie hatte. Nachdem sie seidene Strümpfe über ihre schlanken Beine und Lackstiefel über ihre winzigen Füßchen gestülpt hatte, schlug draußen eine Türe zu. Prinzessin Beatrice mit vor Eifer flammendem Kopf und pochendem Herzen langte in ihre Garderobe und hob ein himmelblau gebülmtes Seidenkleid heraus. Genchen sagte immer, daß sie darin einem Engel gleiche und nur noch fliegen können müßte, um wirklich einer zu sein. — So stund sie denn in ihrem ganzen Ornat, mit straffer Taille und glöckigem Faltenwurf, auf dem weißen bewegten Busen glitzernde Juwelen und eine samtrote Rose im Gürtel, und wartete auf Genchen, dessen Herannahen sich wie das Rollen eines fernen Gewitters auf der Stiege ankündigte.

„Mein König!“ rief Prinzessin Beatrice und lief dem eintretenden Genchen in die Arme. — „Engel“, raunte dieser freudeüberstrahlt, als er Beatrice leise und geschmeidlich wie die Seide ihres Gewandes in seinen Armen spürte. Dann rückte er sie sacht unter den Kronleuchter, dessen Lichter den Goldfischen im Aquarium gleich hin- und widerflühten. — „Wie schön du dich heute gemacht hast, mein Engel!“ — „O ja? ... Das ist alles für dich, mein Genchen. Riech doch an der duftenden Rose, und schau, wie die Juwelen funkeln! Neulich gabst du sie mir, als du den geheimnisvollen Schrein auf dem Boden erbeutet hast. Ich habe sie noch nie getragen. Erst heute schien mir der Tag würdig genug: denn du sollst, wie ich hörte, einen neuen großen Sieg errungen haben, mein König.“ — Und mit leuchtendem Stolz umhalste sie den geliebten Mann, der vor ihr stand wie eine scheue Sonnenblume vor dem Weichlein. An seinen Rockärmel gelehnt, die fiebrig erhitzten Wangen wie reife Pfirsiche zu ihm empor gewendet, fuhr sie bettelnd fort: „Erinnerst du dich noch, als ich ganz klein war vor Jahren und du noch Genchen und nicht König Genchen hießest? Damals brachtest du mir den ersten Lippenstift, und als ich über dessen Verwendung fragte, da küßtest du mich zum erstenmal richtig auf den Mund und färbtest mir die Lippen rot und dann durfte ich die Ringlein auf deinen Wangen zählen und dann ...“ — „Laß gut sein, Engel!“ — Genchen neigte sich über die freisich zusammengeschobenen Lippen und küßte sie. „Aber“, eiferte Beatrice weiter, ihre Pfirsichwangen tiefer in seine Rockfalten schmiegend, „wie seltsam du heute riechst! So männlich und kräftig, genau wie damals, als du Häuptling wurdest und mir mein erstes Spitzenkleid heimbrachtest. Jetzt ist es längst zerrissen. Ich habe nur noch den Kragen mit den vielen Elfen und Zwergen darauf. Willst du ihn einmal sehn?“ — „Nicht jetzt, nicht jetzt, mein Engel!“ wehrte Genchen ab. — „O ich weiß schon: er ist des heutigen Königskleides nimmer würdig. Jetzt geh ich in Samt und Seide und in Spitzen aus Venedig; jetzt schmück' ich mich mit Elfenbein, mit Gold und Juwelen. O Genchen: jetzt bin ich eine Königin!“ — Genchen schwieg und blickte verstonnen aus dem Fenster, und seine blaurotgewürfelte Schürze hing recht kummervoll an seiner nachdenklichen Figur herab. Von der Gasse drangen Schreie und lautes Lachen ins Zimmer. Jemand etwas rüttelte da Genchen auf, daß er plötzlich